

Im Angesicht des Todes

Vor 22 Jahren wurde die in Deutschland geborene Debbie Milke in Arizona zum Tode verurteilt, ohne stichhaltige Beweise. Nun steht sie kurz vor ihrer Freilassung. In Karlsruhe bangt ihre schwerkranke Mutter um die Zeit, die ihnen noch bleibt. Von *Antje Windmann*

Jeden Freitag, Punkt 19 Uhr, sitzt Renate Janka am Esstisch in ihrem Haus in Karlsruhe. Auf der weißen Tischdecke vor ihr liegt ein schnurloses Telefon, daneben ein DIN-A4-Zettel mit einer 13-stelligen Nummer. Sie beginnt mit 001, der Vorwahl der USA. Wenn Janka die letzte Taste gedrückt hat, klingelt im Todestrakt des Staatsgefängnisses von Arizona das Telefon. Immer nimmt ein Mann das Gespräch an und reicht den Hörer weiter an Häftling Nummer 083533. Von nun an läuft die Zeit, Mutter und Tochter haben 30 Minuten. Rund 9000 Kilometer voneinander entfernt sitzen sie dann da: Renate Janka, weißhaarig, 70 Jahre alt, in ihrem Esszimmer mit Blick in den Garten. Und Debbie Milke, weißhaarig, 49 Jahre alt, in einer Sechs-Quadratmeter Zelle in der Wüste von Phoenix.

Wie geht es dir? Wie läuft die Chemotherapie? Das will die Tochter stets als Erstes von ihrer Mutter wissen. Wie ist sie drauf? Ist sie sehr niedergeschlagen? Dies versucht die Mutter aus der Stimme ihrer Tochter herauszuhören. So ist es meistens. Doch am Freitag vor drei Wochen war etwas anders als sonst, da seien sie beide „ganz kribbelig“ gewesen, sagt Janka.

Es lag an dem Brief, auf den sie gewartet hatten. Von dem es auch abhängt, ob sie sich nach mehr als zwei Jahrzehnten noch einmal umarmen können — die zu Unrecht in Amerika zum Tode verurteilte Tochter und ihre schwerkranke Mutter in Deutschland. „Ich wünsche mir nichts mehr, als dass ich diesen Tag noch erlebe“, sagt Renate Janka.

Das Schreiben ist vom 6. Mai, nur ein Satz steht darin: „Der Einspruch wird abgelehnt.“ Damit hat ein hoher Bundesrichter den Staat Arizona in seine Schranken gewiesen. Die vier Worte deuten an, dass das Drama um Debra Jean Milke,



Häftling Milke: Niemand kann ihr Geständnis bezeugen

genannt Debbie, geboren in Berlin, aufgewachsen in Amerika, nach 23 Jahren bald ein Ende nehmen könnte.

Angefangen hat es in dem Jahr, als in Deutschland die Mauer fällt: Am 2. Dezember 1989 leiht Debbie Milke ihrem Bekannten Jim Styers ihren weißen Toyota. Der Vietnam Veteran hat Milke und ihren vierjährigen Sohn Christopher nach der Trennung von ihrem gewalttätigen Ehemann bei sich in Phoenix aufgenommen. Styers will mit Christopher in ein Einkaufszentrum fahren, der Junge möchte Weihnachtsmänner anschauen. „See you later, alligator“, ruft Christopher zum Abschied. „In a while, crocodile“, antwortet seine Mutter.

Zu den beiden ins Auto steigt Styers Freund Roger Scott, ein Trinker mit niedrigem Intelligenzquotienten. Drei Stun-

den später ruft Jim Styers Debbie Milke an. Er sagt, Christopher sei weg.

Debbie Milke meldet das Verschwinden ihres Sohns sofort telefonisch der Polizei. Die Beamten merken schnell, dass Styers lügt. Ein ehrgeiziger Ermittler der Mordkommission schaltet sich ein. Es ist Armando Saldate. Der Detective steht kurz vor seinem größten Karriereschritt, er will Gerichtssheriff werden, doch dafür muss er eine Wahl gewinnen. Ein Verbrechen, das die Menschen bewegt, kommt ihm also äußerst gelegen — sofern er schnell einen Täter präsentieren kann. Saldate befragt Roger Scott 15 Stunden lang, bis dieser ihn zu Christopher führt. Der Junge liegt in der Wüste, als würde er schlafen. In seinem Hinterkopf stecken drei Kugeln. Scott beschuldigt Styers der Tat. Und behauptet, Christophers Mutter habe diesen dazu angestiftet. Styers wiederum beschuldigt Scott. Und beteuert bis heute: „Debbie hat damit nichts zu tun.“ Saldate untersucht beide Männer nicht

auf Schmauchspuren, weshalb noch immer unklar ist, wer Christopher erschossen hat. Und der Ermittler beschließt, ausgerechnet Roger Scott zu glauben. Er holt Debbie Milke zur Befragung aufs Revier, schließt die Stahltür und setzt sich allein dicht vor sie. Er sagt, dass ihr Sohn tot ist. Und dass sie schuld daran sei. Drei Tage später fertigt er ein Protokoll an und tritt vor die Presse: Die Mutter habe gestanden, verkündet Saldate. Es gibt keine Aufzeichnung des Gesprächs, denn der Ermittler hat keinen Kassettenrecorder mitlaufen lassen, wie es üblich ist, trotz Aufforderung. Keiner von Saldates Kollegen kann das angebliche Geständnis bezeugen. Und Debbie Milke hat es nie unterschrieben. Sie bestreitet bis heute, etwas mit dem Tod

ihres Sohns zu tun oder Saldate gegenübergestanden zu haben. Im Gegenteil, sie sagt, sie habe einen Anwalt gefordert. Nein, sie habe auf einen Anwalt verzichtet, behauptet Saldate. Seine Notizen aus dem Verhör will er vor Prozessbeginn vernichtet haben.

Im Januar 1991 wird Milke wegen Mordes zum Tode verurteilt; später werden auch Styers und Scott für schuldig erklärt. Sie warten noch auf ihre Hinrichtung.

Es ist ein Indizienprozess, die Geschworenen vertrauen der Aussage von Saldate. Es gibt ansonsten keine Beweise für Deb-

bie Milkes Schuld, keine DNA-Spuren, kein überzeugendes Motiv, keine Zeugen. Der Staatsanwalt nennt das Verbrechen trotzdem „monströs, diabolisch, böse“. Debbie Milke kommt in die Todeszelle. Armando Saldate wird befördert.

In Karlsruhe verzieht Renate Janka noch heute das Gesicht, wenn der Name Saldate fällt. Sie hat nur ein Gefühl für ihn übrig: Ekel. „Er ist ein Lügner. Meine Tochter ist unschuldig.“

Die Rentnerin trägt eine rosafarbene Kiste ins Wohnzimmer und stellt sie auf den Couchtisch. Sie bewegt sich langsam,

ihr kurzes, dünnes Haar hat sie zu einer modischen Frisur geöffnet. Sie mag ihre Perücke nicht mehr tragen. Vor drei Jahren erfuhr Renate Janka, dass sie Eierstockkrebs hat, inzwischen bekommt sie ihre dritte Chemotherapie.

Neulich stand es sehr schlecht um sie, ihre Organe drohten zu versagen. Sie lag im Krankenhaus, es war ein Freitag. Wie immer wartete Debbie Milke auf ihren Anruf. Also meldete sich Renate Janka vom Klinikbett aus im Todestrakt von Arizona. Sie nahm sich vor, sich nichts anmerken zu lassen. Nach wenigen Worten rief ihre Tochter: „Mom! Mom! Was ist los?“

Renate Janka seufzt, hebt die Schultern. „Wir können uns eben nichts vor machen.“ Und dann leiser: „Ich darf noch nicht schlappmachen. Ich habe schließlich eine Aufgabe zu erfüllen.“

Sie öffnet die Kiste und breitet bunte Postkarten vor sich auf dem Tisch aus. Blumen, ein Regenbogen, „Wishing well“ steht darauf oder „Thinking of you“. Milkes Schrift ist geschwungen, wie gemalt. Sie berichtet darin, dass sie ihre Haare mit einem Nagelknipser auf Kinnlänge gekürzt hat; Scheren sind schließlich verboten. Dass sie auf einem mexikanischen Homeshopping-Kanal eine Kunstpelzjacke entdeckt hat, die sie gut für den deutschen Winter gebrauchen könnte. Und dass sich zerbröselte Kopfschmerztabletten als Peeling eignen.

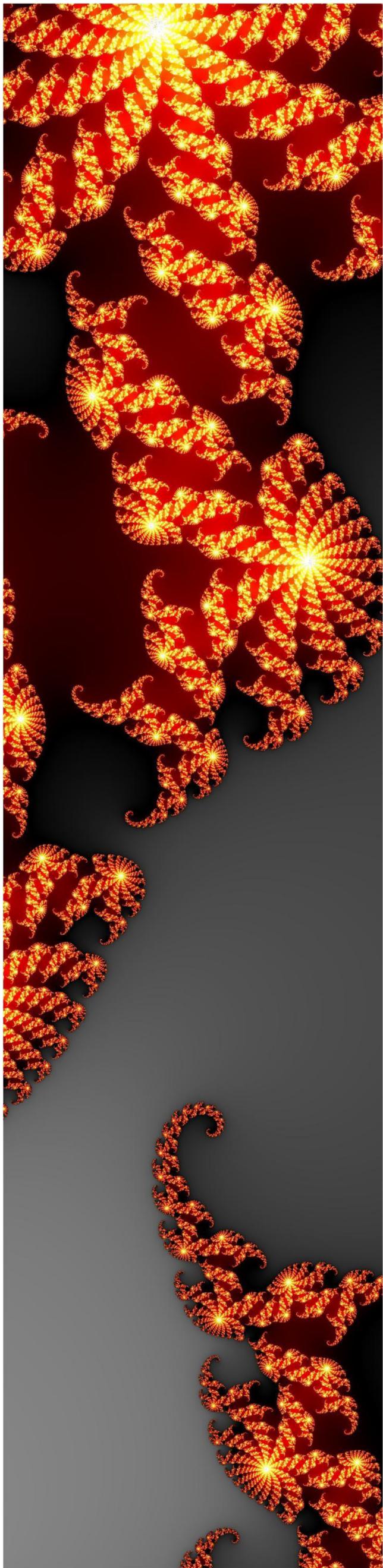
Zehn CDs und fünf Bücher darf Debbie Milke in ihrer Zelle haben. Sie interessiert sich für Völkerkunde und Geschichte, liest die „Vogue“ und den „Economist“. „Sie nimmt am Leben teil, das ist ihre Überlebensstrategie“, sagt ihre Mutter. Renate Janka hat ihrer Tochter Übungen geschickt, damit sie ihre Muskeln trainieren kann. Nur eine Stunde täglich darf diese in den Hof, zwischendurch liegt sie manchmal auf der Erde und unterhält sich mit ihren Nachbarinnen. Die Zellenwände enden kurz über dem Boden.

Die ersten zehn Jahre im Gefängnis seien sehr hart gewesen, sagt Renate Janka. „Die Wärter haben Debbie ins Essen gespuckt. Hatte sie Hofgang, wurden die Mitgefangenen eingeschlossen. Ständig durchsuchten schwarzvermummte Männer ihre Zelle.“ Am schlimmsten jedoch war: „Debbie vertraute darauf, dass der Irrsinn schnell aufliegen würde.“ Aber nichts geschah.

„Vielleicht wäre es schneller gegangen, wenn sie deutsche Staatsbürgerin gewesen wäre, man sich hier für sie eingesetzt hätte“, mutmaßt ihre Mutter. Doch 1965, ein Jahr nach Debbies Geburt, zog Renate Janka mit ihrem Mann, einem US-Soldaten, in dessen Heimat. Montana, Georgia, Florida, immer wieder wurde er versetzt. Schließlich landete die Familie in Phoenix. Die Ehe zerbrach, das Paar ließ sich scheiden. 1983, als ihre Tochter



Mutter Janka: 9000 Kilometer und sechs Stahltüren trennen sie von der Tochter



19 Jahre alt war, zog Janka nach Deutschland, um als PR-Beraterin bei einer Computerfirma in Stuttgart zu arbeiten. Debbie Milke wollte in den USA bleiben, ihrer Heimat.

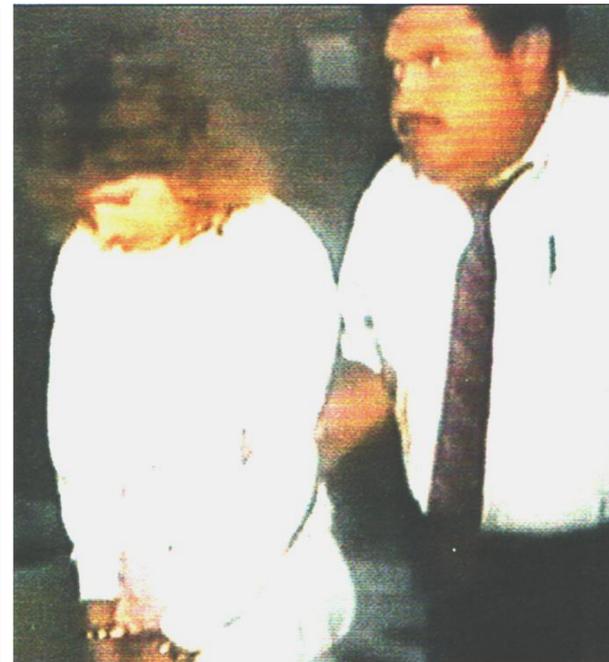
Im Februar 2013 haben sich Mutter und Tochter zuletzt gesehen. Nach der letzten Chemotherapie flog Renate Janka mit ihrem Lebensgefährten nach Phoenix. Jedes Jahr machen sie das, ein paar Wochen bleiben sie stets. Montags zwischen neun und zwölf Uhr fahren sie gemeinsam ins Arizona State Prison. Dann hat Debbie Milke Besuchszeit.

„Es ist jedes Mal eine Qual“, sagt Janka. Nichts darf sie mit hineinnehmen, nicht mal ein Taschentuch. Am Eingang bekommt sie einen Stempel auf das Handgelenk, der nur unter Schwarzlicht sichtbar wird. Sie muss ihn an sechs Stahltüren vorzeigen, damit diese geöffnet werden. Am Ende gelangt sie in einen langen Saal mit Käfigen aus Maschendraht. Bevor sie ihre Tochter sieht, hört Renate Janka die schweren Stiefel der Wärter. Danach taucht Debbie Milke auf, im orangefarbenen Anzug, mit Trippelschritten, an ihren Füßen und Händen klirren Ketten, die am Bauch fixiert sind. Und dann sitzen sie sich gegenüber, nur einen Meter voneinander entfernt, getrennt durch eine Scheibe aus Panzerglas und greifen wieder nur zu Telefonhörern. Sie erzählen einander von ihren Welten. Renate Janka erzählt von E-Mails, Skype, Facebook. Und Debbie Milke zeigt ihrer Mutter, wie sie es geschafft hat, ihre Haare gleich lang zu knipsen, mit Hilfe von geknoteten Gummibändern. Dann lachen sie. Zurück in Deutschland lebt Renate Janka wieder von Freitag zu Freitag.

Zu der Geschichte von Debbie Milke und ihrer Mutter gehört jedoch auch diese Wahrheit: Am Anfang, kurz nach der Verhaftung, zweifelt Janka an der Unschuld ihrer Tochter. Als sie vom Geständnis erfährt und ihre Tochter besuchen will, sagen die Beamten: Sie will Sie nicht sehen. Dabei fragt Debbie Milke nach ihrer Mutter. Doch die Beamten sagen ihr: Die war nicht da.

So kommt es, dass sie in den ersten drei Jahren keinen Kontakt haben. Bis Renate Janka ein Brief erreicht. Darin schildert ihre Tochter die Trauer um ihren Sohn, ihre Wut und Ohnmacht über das Verhör, bei dem ihr Saldate jedes Wort im Mund verdreht habe. „Ich bin keine Mörderin“, beendet sie ihre Zeilen. „Von da an kämpfte ich um sie“, sagt Janka.

Mehrere Anwälte, Freunde und Bekannte unterstützen Mutter und Tochter seitdem. Mitte der neunziger Jahre prüfen Jurastudenten rund 18 000 Aktenseiten aus der Zeit von Armando Saldate. Ihr Ergebnis: Schon vor Debbies Prozess haben Richter von ihm präsentierte Geständnisse gekippt - mangels Beweiskraft. Zudem hat Saldate wiederholt un-



Verhaftete Milke, Ermittler Saldate 1989
Sie übte für ihren Tod, er machte Karriere



Opfer Christopher um 1988
Drei Kugeln im Hinterkopf

ter Eid vor Gericht gelogen. Die Studenten kommen auf 20 Verstöße.

Das Gericht in Phoenix zeigt sich von alledem unbeeindruckt. Denn das Berufungsverfahren landet auf dem Tisch derselben Richterin, die den Prozess gegen Debbie Milke geführt hat. Alle Versuche, sie wegen Befangenheit abzusetzen, scheitern. Schlimmer noch: Ende 1997 beantragt der oberste Gerichtshof von Arizona die Exekution. Der Termin wird auf den 29. Januar 1998 festgelegt.

Kurz zuvor muss Debbie Milke für ihren Tod proben. Einen Tag und eine Nacht lang wird sie beobachtet, ein Pfarrer spricht mit ihr über Schuld und Sühne, sie muss sich zwischen dem elektrischen Stuhl und einer tödlichen Injektion entscheiden. Sie wählt die Spritze. Ein Arzt testet ihre Venen. Über Nacht wird ihr blondes Haar weiß.

Doch ihre Anwälte geben nicht auf. Nachdem sie in Arizona in allen Instanzen gescheitert sind, machen sie eine Eingabe auf Bundesebene. Der Fall landet bei dem für Arizona zuständigen Bundesbezirksrichter Robert Broomfield und mit ihm die Liste von Saldates Verstößen. Der Richter beantragt, dessen Personalakte offenzulegen. Darin findet sich aber merkwürdigerweise nur ein Ver-

gehen: 1973 hatte sich Saldate bei einer Verkehrssünderin nachsichtig gezeigt, für Sex. Deswegen war er kurzzeitig suspendiert worden.

Jahrelang lässt sich Broomfield für seine Beurteilung Zeit. Ende 2006 lehnt er die Eingabe schließlich ab. Er zweifle nicht an Saldates Glaubwürdigkeit, schreibt er. An dieser Meinung hält er fest, obwohl 2010 bei einer erneuten Anhörung ein Gutachter Saldates Verhörmethoden scharf kritisiert. Der Ermittler selbst hat sich zu den Vorwürfen nie öffentlich geäußert.

Derzeit sitzen 3125 Menschen in den Todeszellen der USA, davon sind 63 Frauen. Laut Death Penalty Information Center wurden 142 Menschen seit 1973 aus dem Todestrakt in die Freiheit entlassen. In vielen Fällen hatten DNA Beweise sie entlastet.

In Karlsruhe zieht Renate Janka ein Schwarzweißfoto ihrer Tochter aus dem Portemonnaie. Sie trägt Dauerwelle und lacht gelöst in die Kamera. Auf dem Bild ist sie 20. „Zwischen 35 und 40 hatte sie die schwersten Jahre im Gefängnis“, sagt ihre Mutter. „Sie hatte gehofft, noch ein Kind zu bekommen, wenn sie wieder frei wäre. Nicht um Christopher zu ersetzen, aber um noch mal Mutter sein zu dürfen.“

Als sie diese Chance nicht mehr hat, fällt Debbie Milke mehrmals in ein schwarzes Loch, so nennt sie es selbst. In diesen depressiven Phasen will sie niemandem schreiben, niemanden sehen, nicht telefonieren. „Sie gibt mir vorher Bescheid, dann zieht sie sich komplett zurück. Das kann manchmal Wochen dauern“, sagt ihre Mutter. „Doch am Ende gibt sie sich nie auf. Sie sagt immer: Das bin ich Christopher schuldig.“

Ihre Tochter spreche viel von ihm, berichtet Janka. Besonders dann, wenn mal wieder ein neuer Wärter anfängt, der so alt ist, wie Christopher jetzt wäre. Oder wenn ihr Schulfreundinnen von ihren Kindern schreiben. Dann fragt sie oft am Telefon: „Mom, was glaubst du, was aus ihm geworden wäre?“

Wer Christopher erschossen hat, diese Frage ist bis heute nicht geklärt. „Ich vermute, dass die beiden Männer ihre neuen Waffen in der Wüste ausprobiert haben. Denn Anwohner wollen mehr als drei Schüsse gehört haben“, sagt Janka und holt tief Luft. „Ich glaube, dass Roger Scott ihn erschossen hat. Er war sehr eifersüchtig auf Christopher, weil sein einziger Freund Jim Styers so viel Zeit mit dem Kleinen verbrachte.“

Erst 2008, fast 20 Jahre nach Christophers Tod und der Verhaftung seiner Mutter, beginnt sich die nächste Instanz, das Bundesberufungsgericht in San Francisco, mit Milkes Fall zu beschäftigen. Und endlich hat sie Glück: Der oberste Richter Alex Kozinski bekommt die

Unterlagen auf den Tisch. Nach mehreren Anhörungen bewertet er den Fall. Das auf den 14. März 2013 datierte 60 seitige Urteil ist eine schallende Ohrfeige für Arizonas Justiz. Kozinski spricht darin von einem „beunruhigenden Fall“: „Kein zivilisiertes Rechtssystem sollte abhängig sein von solch mageren Beweisen, wenn entschieden werden muss, einem Menschen die Freiheit oder sogar das Leben zu nehmen.“ Die Polizei und die Staatsanwaltschaft von Phoenix „sollten sich schämen“.

Gleichzeitig hebt Kozinski die Todesstrafe für Debbie Milke auf. Das bedeutet: Sie sitzt inzwischen ohne rechtskräftiges Urteil in Haft.

Vier Tage vor dieser Entscheidung hat Debbie Milke Geburtstag. Sie wird 49. Am gleichen Tag schreibt sie ihrer Mutter eine Regenbogenkarte: „Ich habe Schokolade gegessen und jedes Stück einzeln genossen. Ich hoffe, es war mein letzter Geburtstag hier. Mom, dieser Alptraum wird zu einem Ende kommen. In der Zwischenzeit pass bitte weiter auf Dich auf.“

Erwartungsgemäß nimmt der Generalstaatsanwalt von Arizona Kozinskis Urteil nicht einfach hin. Er legt Beschwerde ein und fordert, den Fall erneut zu prüfen. Das würde viele Monate dauern, kostbare Zeit für Debbie Milke und ihre Mutter.

Kozinskis Reaktion kommt am 6. Mai 2013, es ist der Brief mit den vier Worten: „Der Einspruch wird abgelehnt.“ Milkes Anwälte bezweifeln, dass Arizonas Generalstaatsanwalt nun zum Obersten Gerichtshof der USA gehen wird. Sie rechnen damit, dass Debbie Milke bald freikommt. Nur wann, weiß niemand.

Nach all den Jahren naht der Moment, in dem Renate Janka ihre Tochter in die Arme schließen kann. „Es ist, als hätte jemand mit einer Nadel in einen Luftballon gepikst“, beschreibt sie ihr Gefühl. „Ich freue mich aber noch nicht wirklich. In den 23 Jahren sind wir zu oft enttäuscht worden.“ So erfuhr sie gerade erst, dass die wöchentlichen Anrufe bei ihrer Tochter gestrichen wurden, ohne jede Begründung. „Diese Schikanen sind uns nicht neu“, sagt Janka. Dann berichtet sie von ihrem vorerst letzten Telefonat: „Debbie ist euphorisch. Sie hofft auf einen Freispruch erster Klasse.“

Renate Janka sucht nun nach einem Platz, an dem ihre Tochter zur Ruhe kommen kann. „Es soll ein Ort am Meer sein“, sagt sie. „Wir träumen davon, nur dazusitzen, mit den Füßen im Sand, und auf den Horizont zu gucken.“ Dann wird sie nachdenklich. „Wir werden Debbie behutsam an die Welt heranführen müssen. Fast wie damals, als sie klein war.“



Video: Justizirrtümer in den USA

spiegel.de/app222013justiz
oder in der App DER SPIEGEL

